

Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2008)

Artikel: Die Sonegg : Frauenschule, Kinderheim, Seminar
Autor: Welti-Kunz, Karin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-882844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sonnegg – Frauenschule, Kinderheim, Seminar

Vor vier Jahren musste das Kindergärtnerinnenseminar Sonnegg in Ebnat-Kappel schliessen, weil der Kanton St. Gallen seit 2004 die Ausbildung zur Kindergärtnerin nur noch über einen Hochschulabschluss zulässt. Gegründet 1922 als Pionierprojekt von Helene Kopp, übernommen 1939 von Meri und Adolf Kunz, weitergeführt und ausgebaut ab 1954 allein von der Mutter, nach ihrem Tod 1991 geleitet von ihrem Sohn Christian Kunz, jetzt nacherzählt von der Tochter.

Karin Welti-Kunz

Ich halte eine alte Postkarte in der Hand, die mein Elternhaus «Sonnegg» in Ebnat-Kappel zeigt. Unwillkürlich tauchen viele Erinnerungen aus vergangener Zeit auf, als dieses ehemalige Försterhaus mein Zuhause war. Meine Gedanken wandern durch die Räume und spazieren im weitläufigen Garten. Ich höre wieder die verschiedenen Geräusche und Klänge, die das Haus füllten. Düfte steigen mir in die Nase, die mir in der Kindheit vertraut waren. Damals war ich überzeugt, dass unsere Familie ein Schloss bewohnt. Mein Zimmer war das Türmlizimmer mit Aussicht auf die Churfürsten. Ich fühlte mich oft wie die Prinzessin Dornröschen im Märchenland, rankte doch unten an der Mauer eine Rosenhecke zu mir herauf. Das ganze grosse Haus mit seinen Winkeln, Gängen, Kammern, der grossen Küche, den geheimnisvollen Kellerräumen, der Waschküche und vor allem der interessante, weitläufige Estrich standen uns Kindern nebst Garten als herrlicher Spielplatz zur Verfügung.

Meine Familie war eigentlich eine Grossfamilie. Es gehörten nicht nur Vater, Mutter und meine zwei jüngeren Brüder Christian und Urs dazu, sondern da waren noch viele andere liebe Menschen, die in unserer Familie integriert waren: Köchinnen wie Tante Selma, dann Heidi Bösch aus Ebnat-Kappel, später Ida Henn; im Haushalt die zwei italienischen Haushalthilfen Amalie und Amelia, die Perle Lydia; im Büro Tante Marteli aus Ebnat-Kappel; Lehrkräfte wie die Kindergärtnerin «Tante» Vreneli Aeppli, die bei uns wohnte, sowie der Zeichnungslehrer, Alfred



Titelseite des Sonnegg-Prospektes,
um 1940.



Meri Kunz, 1941.

Schneider, genannt «Schnadi». Er war ein besonderer Freund unserer Familie und Götti meines Bruders Christian. Wenn er bei uns am Mittagstisch sass, spitzte ich immer die Ohren, um alles von den interessanten Gesprächen über Kunst und Politik mitzubekommen. Viele Lehrerinnen und Lehrer gingen ein und aus in unserem Haus, und alle fand ich äusserst interessant. Den Eltern herzlich verbunden waren die beiden Primarlehrer aus Ebnat Kappel, Walter Kobelt, Deutschlehrer, und Christian Wiher, Biologie- und Turnlehrer. Durch ihre treue Mitarbeit haben beide und auch andere Menschen mitgeholfen, die Schule auch in schweren Zeiten durchzutragen.

Die liebe «Tante» Helene

Die Gründerin der Frauenschule (später Kindergärtnerinnenseminar) war Fräulein Helene Kopp. Helene wurde von meinen Eltern verehrt. 1922 hat sie als junge Pädagogin, aus der Region Rapperswil stammend, ihr ganzes Vermögen zur Verwirklichung ihrer idealistischen Ziele eingesetzt. 1923 startete sie mit vier Kindern und vier Schülerinnen die Frauenschule. Jungen Frauen hat Helene Kopp eine breitgefächerte Ausbildung für die zukünftige Aufgabe als Mutter ermöglicht. Damit Säuglingspflege nicht nur ein Theoriefach blieb, erweiterte sie das Försterhaus und richtete ein Kinderheim für Kinder aus soziokulturell benachteiligten Familien der Stadt Zürich ein. Drei Jahre später waren es bereits vierzehn Schülerinnen und vierzig Kinder. Viele Fächer, wie Pädagogik, Psychologie, Kinderliteratur, ja sogar Turnen und Zeichnen, unterrichtete sie selber. Ganzheitlichkeit sowie Praxisnähe in der Ausbildung waren ihre vornehmlichen Anliegen. Das war sehr modern für die damalige Zeit! Ich habe nur Erinnerungsblitzlichter an diese aussergewöhnliche Pionierin in Sachen Frauenbildung: Auf dem Platz vor der Küche unter meinem Turmzimmer leitete Tante Helene jeweils Kreis- und Volkstänze (sie kam ja aus der Wandervogelbewegung). Wenn ihr eine Partnerin fehlte, rief sie mir: «Chumm, Karinli, tanz du mit mir!» So lernte ich, schüchtern und doch stolz auf diese Ehre, als kleines Mädchen meine ersten Tanzschritte. Noch heute sind mir einige Volksweisen, die dazu gesungen wurden, in den Ohren hängen geblieben. «Hans Spielmann, stimme deine Fiedel, es geht im Schritt und Tritt...» Natürlich war weit und breit noch kein Kassettenrekorder vorhanden! «In einem gesunden Körper lebt ein gesunder Geist.» Nach diesem Motto leitete Helene Kopp bereits um sechs Uhr das obligate Morgenturnen. Erst danach gab es Frühstück für die



Helene Kopp mit einem Kinderheimkind.



Sonnegg mit Internatsgebäude und Schule um 1940.



Begräbnis von Adolf Kunz, Januar 1954.

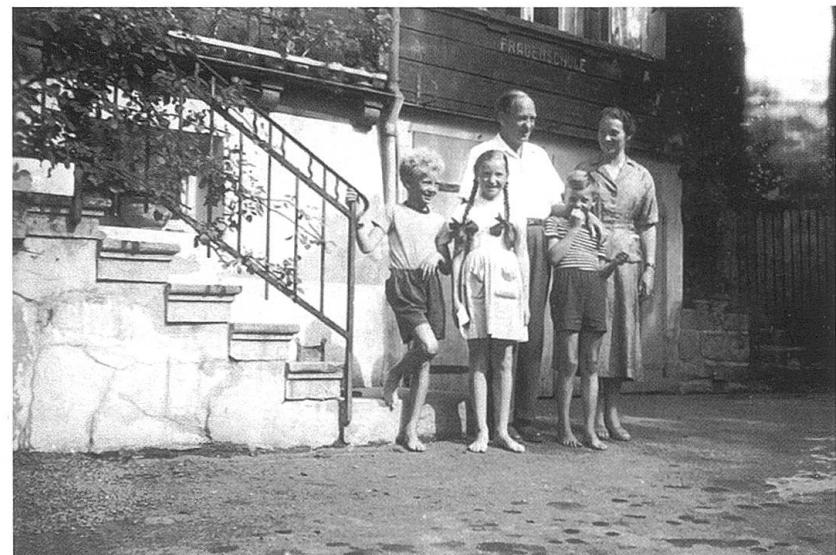


Karinli im Taufkissen.

jungen Frauen. Die Sonneggtturnhalle ist aus dem alten Gartenhaus (der spätere Kindergarten) entstanden. Auf dem Kiesplatz davor prangte noch lange Zeit ein sogenannter Rundlauf, der auch von der Dorfjugend rege benutzt wurde. Ja, der molligen Frau Kopp waren körperliche Ertüchtigung und Volksgesundheit ein Anliegen. Aus diesem Grund war sie auch bei den Initianten, welche die «Schwimmbadanstalt» von Ebnat gründeten. Biologie, Gartenbau, Kochunterricht und Handarbeit mit dem Nähen einer Toggenburgertracht gehörten ebenfalls zum Stundenplan. Die Frauenschule wurde zum Kindergärtnerinnenseminar. Ende der zwanziger Jahre erhielt die Frauenschule die Anerkennung durch den Schweizerischen Kindergartenverein und durch die Bezirksschulpflege. Die ersten sankt-gallischen Diplome konnten im Februar 1938 überreicht werden. Das war für die private Ausbildungsstätte ein ganz wichtiger Abschnitt. Helene Kopp hat sehr dafür gerungen und gekämpft.

Mein Vater, meine Mutter

Mein Vater, Adolf Kunz, unterrichtete als Deutsch- und Werklehrer (später dann auch als Pädagogiklehrer) in der Frauenschule, als meine Mutter, die zwanzigjährige Kinderschwester Meri aus Südfinnland, 1937 in die Sonnegg kam und die Leitung des Kinderheimes übernahm. Sie hat uns oft von den sehr schwierigen Arbeitsbedingungen, denen sie sich stellen musste, erzählt. Es fehlte an vielem; vor allem an Kinderkleidern und Windeln. Damit die Kinder am nächsten Tag wieder Sauberes zum Anziehen hatten, wusch sie, die Tochter aus gut bürgerlichem Hause, nach einem langen anstrengenden Tag jedes Mal noch von Hand sämtliche Wäsche. Als frischgebackene



Meri und Adolf Kunz mit ihren drei Kindern.



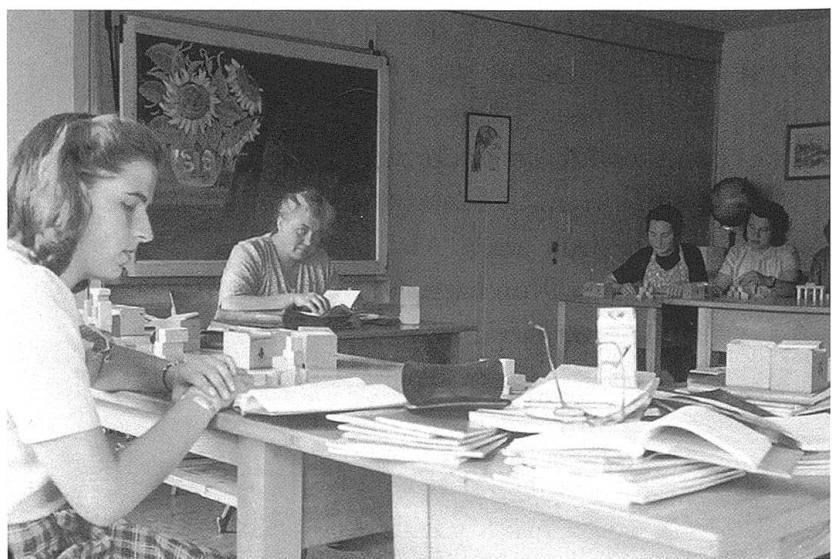
Schwester Meri brachte sie manche fortschrittliche Idee über Kinderpflege und Hygiene aus Skandinavien mit und setzte diese auch in die Tat um. Sie war jung und sehr hübsch, was vom fünfundzwanzigjährigen Lehrer Adolf nicht unbemerkt blieb. Die beiden flogen im Winter 1940 über Deutschland, dessen Himmel sich bedenklich verdunkelt hatte, nach Finnland, um zu heiraten. Das junge Paar hatte sich entschlossen, Helene Kopp die Institution abzukaufen. Selbstverständlich blieb sie im Haus. 1942 kam ich, zwei Jahre später mein Bruder Christian auf die Welt. In Europa war Krieg, mein Vater musste in den Dienst, und das Haus Sonnegg bot einigen jüdischen Töchtern Unterschlupf vor Hitlers Regime. Ich erinnere mich noch an die Rationierungsmärkli, die Säcke mit grünen Kaffeebohnen auf dem Estrich sowie an die Säuli und Hühner hinter dem Haus. Zum Friedensbeginn, am 6. Mai 1945, wurde mein jüngster Bruder Urs geboren. Nun hatte die Mutter die Aufgabe, neben der Familie die Internatsführung zu bewältigen. Ich hörte als Kind oftmals, wie die Eltern sich über die finanziellen Schwierigkeiten, die der Betrieb verursachte, unterhielten. Die Seminaristinnenzahl nahm jedoch stetig zu. Helene Kopp verstarb im Jahr 1951. Ihre Idee, Praxis und Theorie in der Ausbildung zu verknüpfen, wurde ausgebaut. Die musischen Fächer hatten

Im Kindergarten Sonnegg,
Vreneli Aeppli, 1949.



Die Seminaristinnen im Werkunterricht.

ein grosses Gewicht. Es klang jeweils herrlich schön aus dem Singsaal, wenn unter der Leitung von Direktor Stucki, später unter Herrn Kaspar, die Chorstunden stattfanden. Wie gerne erinnere ich mich an die Theateraufführungen, die im Sommer in der Zeit von Mutters Geburtstag im Freien aufgeführt wurden. Ganz besonders stimmungsvoll waren die Weihnachtsspiele, anfänglich unter der Leitung von Albert Edelmann, später mit Christian Wiher. Eng und warm war es jeweils im Kindergarten Sonnegg, wenn alle Seminaristinnen, die Lehrer und die Angestellten des Hauses sich durch das Spiel und die feinen Klänge des Spinetts, von Albert Edelmann gespielt, verzaubern liessen. Einmal durfte ich als Dreizehnjährige mitmachen. Die Sonnegglerinnen führten anlässlich eines Jubiläums das Märchen «Dornröschen» auf dem Rosenplatz in Rapperswil auf. Zusammen mit seiner künstlerisch begabten Frau Rösli (eine



Helene Kopp instruiert Froebel-Didaktik.



Morgendliches Turnen im Freien.

ehemalige Sonnegglerin) führte Christian Wiher jeweils die Regie solcher Theaterevents. Seine Begeisterung für die Sache steckte alle an. Höhepunkte in meiner Kindheit gab es viele. Wie freute ich mich auf das Adventssingen! Zusammen mit der Mutter durfte ich im Lichterzug beim nächtlichen Umgang, warm eingepackt, durch das Dorf mitgehen. Dabei sang ich natürlich voller Inbrunst alle eingeübten Adventslieder mit. Am Schluss erwartete uns dann die Köchin Ida Henn mit heissdampfendem Schokoladengetränk, Schlagrahm und selbstgebackenen Apfelingli im Teig mit Zimt und Zucker. Das war himmlisch! Ich war ein glückliches Kind, auch wenn die Eltern nicht viel Zeit für uns Kinder hatten. Es waren immer Menschen im Haus, zu denen ich gute Beziehungen hatte.

Und wieder: Frauenmut und Familiensinn

Dann aber, im Januar 1954, geschah etwas Furchtbares: Unser Vater verstarb ganz plötzlich und unerwartet. Er erlitt einen Hirnschlag während der Fahrt mit dem Auto nach Wattwil. Das war ein Schock, vor allem für meine Mutter. Sie war erst sechzehn und dreissig Jahre alt und stand nun allein da mit uns drei schulpflichtigen Kindern und einem anspruchsvollen Betrieb. Soll sie zurück nach Finnland gehen? Sie entschloss sich zu bleiben und die Sonnegg weiterzuführen. Ein mutiger Entschluss einer mutigen Frau! Sie fand in Frau Ruth Prause, Pädagogiklehrerin, eine tatkräftige Unterstützung. Der Bedarf an Kindergärtnerinnen in der Ostschweiz sowie im Kanton Zürich war wegen des neuen Kindergartengesetzes von 1974 gross. Die Zahl der Seminaristinnen nahm stetig zu. In den besten Zeiten besuchten etwa 140 junge Frauen in acht Klassen die Sonnegg.

Der im Stillen gehegte Wunsch der Mutter erfüllte sich, als alle ihre drei Kinder in der Sonnegg ihren Wirkungskreis fanden: Bruder Urs übernahm als Koch die Internatsküche, Christian die Verwaltungsaufgabe, den Deutsch- und den Werkunterricht. Ich war zuerst als Seminarkindergärtnerin im «Ackerkindergarten», später als Methodik-Didaktik-Lehreerin und Praxisleiterin tätig. So waren wir ein Familienteam, unterstützt von rund 30 kompetenten Mitarbeitenden, welche mehrheitlich in Teilzeit tätig waren. Zu den ganz treuen Mitarbeiterinnen und Freunden der Familie gehörten Frau Elisabeth Dangel und Frau Dorli Räbsamen.

Nach dem Tod der Mutter im November 1991 übernahm Christian Kunz mit seiner Frau Silvia die Institution. Gemeinsam führten sie das Seminar weiter, bis 2004 ein neues staatliches Ausbildungskonzept der Weiterführung der Sonnegg ein Ende bereitete.

*

Im Sommer 2006 hatte Margrit Gubler aus Ostermundigen von der Aufhebung des Kindergärtnerinnenseminar Sonnegg vernommen. Die heute 85-Jährige, die 1938/39 als Schülerin die ersten Kriegsjahre erlebt hatte, schrieb spontan einen längeren Bericht mit ihren Erlebnissen in Ebnat-Kappel, der ins Toggenburger Museum in Lichtensteig gelangte. Ein Ausschnitt.

Margrit Gubler

Ich zähle seit Jahren zu den Toggenburger Freunden. Im Mai 1938 lernte ich es kennen, als der Kurs in der Sonnegg in Ebnat-Kappel begann. Anfangs waren wir 11 Töchter, die sich zur Kindergärtnerin ausbilden wollten. Da hatte ich Glück mit meinem Bettplatz im 4-er Zimmer. In Fensternähe erblickte ich die prächtige Reihe der Churfürsten, die mich in jeder Jahreszeit begeisterten.

Unsere erste Woche begann mit Nähen der Toggenburger Tracht. Sie sollte die Arbeitskleidung sein, doch mit der weissen, feinen Stickereischürze und dem Dreiecktuch war sie zu schön. So trugen wir sie zu besonderen Anlässen, ja wir reisten darin an die Landi 1939 nach Zürich, führten Volkstänze auf und merkten nicht, dass wir dabei gefilmt wurden!

Nach 14 Tagen kamen unverhofft sechs neue Kurtsteilnehmerinnen an. Sie alle waren geflüchtete Jüdinnen, die quasi im

letzten Moment in der Schweiz Aufnahme fanden. Diesen «Mädels» machte es etliche Mühe, sich unserer Arbeitsweise anzupassen. Es erstaunte uns nicht, da sie bisher in einer reichen Gesellschaftsschicht gelebt hatten, im Gegensatz zu uns, die wir meist aus Handwerks-Familien kamen. Wir waren ans Werken in Küche und Garten gewohnt, es nervte uns aber, wenn sie diese Arbeiten gar verweigerten. Besonders Ruth fiel zu oft aus, sie öffnete ihren Kleiderschrank, offerierte Blusen, Jupes, Seidenstrümpfe, alles rare Sachen, um ungeliebte Arbeiten damit zu tauschen. Die Sonnegg schien ein Zufluchtsort zu werden. Plötzlich erteilte ein Berliner den Zeichenunterricht. Seine Sprache war uns ungewohnt. Herr B. erklärte den «sÿnnlosen Krÿzel des Kindes», was uns leise schmunzeln liess. Ein Holländer-Künstler brachte uns Modellieren bei. Fräulein Holle aus dem Norden gab Handarbeits-Stunden, und Fräulein Mary aus Finnland war als Säuglingsschwester tätig. Der Arzt Dr. Majer und der Musiker Stucki kamen aus dem Dorf.

Der Arbeitsplan änderte sich, als wir jeden Freitag-Nachmittag zu dritt in einem Bergschulhaus hospitierten. Am liebsten weilte ich im Dicken. Da musizierten die Schüler auf ihren Halszithern, sangen und jodelten «Sennele ho a ho!» Bei trockenem Wetter lehrten wir sie auf der Wiese unsere Volkstänze. So richtig staunen musste ich, wie die Kinder so schön malen konnten. Sie verzierten Holzbroschen und -kästli und vieles mehr. Der Schüler Emil Bösch malte mir ein Schmuckkästli und eine Brosche, die Farben und die Toggenburger Motive sind noch heute frisch geblieben. Ganz gerne erstehe ich jetzt im Heimatwerk in Bern ein Geschenk mit Toggenburger Sujets, und jedes Mal erfreut es die Beschenkten.

Einen besonderen Ohrenschmaus bot uns Herr Edelmann. Er spielte auf seiner Hausorgel lüpfige Tanzweisen, die so typisch im Toggenburg ertönen. Durch die zahlreichen Besuche im Dicken-Schulhaus füllte sich unser Gemüt mit dem echten Toggenburger Brauchtum. Dafür bin ich dankbar.

An einem Sommerabend kehrten wir singend vom Dicken heim. Bei einer Liedpause vernahmen wir Schreie, glaubten, sie kämen von der nahe gelegenen Silberfuchs-Farm, doch war es eher ein Wimmern. Mit der Taschenlampe suchten wir im Strassengraben und fanden ein zappelndes Paket mit einem Säugling. Abwechselnd trugen wir das nasse Packpapier, aus dem ein penetranter Geruch in unsere Nasen drang. Bei der Polizei fand man die unvollständige Adresse «Regine, Ober-Vaz» mit Poststempel Graubünden. Nun wickelten wir das Kind

samt Papier in ein Handtuch, eilten ins Kinderheim, wo uns der alarmierte Arzt empfing. Ich hatte gerade Säuglingsdienst und musste mit Öl die vielen schon angefaulten Stellen am Hals und allen Körperfalten von Sand und Haaren reinigen. Dabei kämpfte ich gegen den Ekel. Dr. Majer orderte bei einem Bauern eine Rotlicht-Lampe und ein Quantum Torfmull. Damit füllten wir einen Stubenwagen. Bald lag das Reginli auf einem Molton unter der warmen Lampe und trank den Teeschoppen. Nach einigen Tagen wuchs wieder neue Haut, sodass man das Meiteli mit Hemd und Windeln bekleiden konnte. Seine Eltern fand man nicht. Maria von Dresden meinte, glücklicherweise sei das Kind in der Schweiz gefunden worden, denn der «Adolf» habe ja auch die Zigeuner verfolgt. Dieser Kinderfund veranlasste die sechs «Geflüchteten», endlich ihr Schweigen zu brechen. So hörten wir ihre abenteuerlichsten Erlebnisse, betrachteten die «Mädels» plötzlich mit verständnisvollen Augen, wurden duldsamer.

An den freien Samstagen reisten meine Kolleginnen gerne nach Wattwil, um sich auf der Tanzbühne mit den Web-Studenten zu treffen. Mich zog es hinauf zum Tanzboden. Dort sammelte ich Heilkräuter, freute mich ob den kleinen Enzianen, einem blauen Teppich, als ob da der Himmel ein Stück weit auf Erden sei. Ob es diesen noch gibt?

Ende Juli weckte uns die Sonnegg-Glocke. Mitten in der Nacht mussten wir unsere Obermatratzen buckeln, um in der Turnhalle Notbetten zu richten. Zwei Autocars brachten 70 Pariser Kinder aller Altersstufen. So trug ich neun Säuglinge ins Kinderheim. Ruth und ich «schälten» die Kleinen aus den nassen Windeln. Diese bestanden aus einer Schicht Zeitungen. «Paris Soir» entziffern wir mit dem Handspiegel auf den feuchten «Fudis». Und weiter gab es zu lesen, dass «on cherche un chien brun» oder «chambre à louer». Trotz aller Tragik lachten wir, wollten das grosse Mitleid kaschieren, bis Ruth mich rief, das 7 Monate alte Mädchen zu übernehmen, sie müsse sich erbrechen. Es war wirklich schlimm: Ich eilte mit «Solange» zum Lavabo, um das Schlimmste wegzuspülen. Immer wieder seifte ich einen dunklen Fleck am Rücken, doch er ging nicht weg. Da erschien die Krankenschwester H., die speziell angestellt worden war. Sofort zeigte ich den Fleck. Sie beschimpfte zuerst mich, dann Ruth, der sie das Kind zugeteilt hatte. Sie verdächtigte uns, das Kind unsanft behandelt, ja gestossen zu haben. Wir verlangten Dr. Majer, der am frühen Morgen «Solange» untersuchte. Es fehlte ihm nichts, aber den Fleck konnte er auch nicht erklären.

Es sei sicher ein Erbstück, aber kein Muttermal. Erst nach Jahren erfuhr ich, dass dieser Fleck am Rücken ein Mongolenzeichen sei und dass in Frankreich auf 1000 Geburten immer noch eines mit diesem Erbstück geboren werde.

Mit den grossen Kindern wanderten wir hinauf zum Speer, zu den grossen Heidelbeer-Plätzen. Wenn der 10-Kilo-Kessel gefüllt war, konnten wir umkehren. Den Beerisegen trugen wir zu Zweit an einem dicken Stecken baumelnd. Er hielt bis zum Bahnhofplatz, da krachte er; wir lasen die Früchte auf. Der Saft färbte den Boden. Noch zur Fasnachtszeit war die «Tinte» trotz Schnee nicht ganz verblasst. Die Konfitüre schmeckte gleichwohl gut.

Unvergesslich bleibt mir der Tag, als die Mobilmachung 39 am Radio verkündet wurde. Vor dem allgemeinen Jammern lief ich weg, hinauf zur Linde. Dort blickte ich über die Felder weit bis nach Kappel. So eine friedliche Welt und jetzt soll Krieg sein, unglaublich. Da dröhnten dumpfe Trommelwirbel. Drei Kappeler Soldaten liefen zum Bahnhof. Pferdegetrampel näherte sich. Rasch stand ich auf die Bank, damit Mann und Ross abwärts springen konnten. 11 brave Bauernsöhne zählte ich, die so rasch bereit waren, um unsere Heimat zu beschützen.

Rechtzeitig hatten sich die 6 Seminaristinnen verabschiedet und via Spanien die Reise nach Übersee gewagt. Einzig von Maria wusste man ihr Domizil in Brasilien. Wie hat sich wohl deren Lebensweg gestaltet? Viele Jahre seit dieser schlimmen Zeit sind nun vergangen. Noch immer spaziere ich in Gedanken nach Ebnat-Kappel. Dort fand ich einst einen paradiesischen, stillen Ort im Eichhölzli. Tisch und eine Bank aus Birkenholz, umrahmt von hohen Bäumen, nebenan floss munter die junge Thur. Gerne setzte ich mich auf die Quadersteine, liess die Füsse ins Wasser baumeln, bis ein Krebs meinen rechten Fuss packte. Alles Schütteln nützte nichts. Schliesslich rief ich um Hilfe, da es wacker schmerzte. Ein Fischer in langen Fischerstiefeln kam mühsam dahergewatet. Er lachte über den frischen Krebsfang und zog den Übeltäter mit gekonntem Griff vom Fuss. Diese lädierte grosse Zehe blieb als Wettervogel. Doch an diesem Platz konnte ich in Ruhe meine Diplomarbeit schreiben, die Thur liess auch gute Sätze sprudeln. Vieles wird sich seither, nicht nur in der Sonnegg, verändert haben.

*

Brigitte Etter-Aerne aus Walenstadt war von 1961 bis 1963 – rund zwanzig Jahre nach Margrit Gubler – als externe Schülerin

am Kindergärtnerinnenseminar. Spontan hatte sie sich bereit erklärt, für das Jahrbuch einen weiteren Erlebnisbericht zu verfassen.

Brigitte Etter-Aerne

Die Sonnegg war ein privates Kindergärtnerinnen-Seminar mit kantonalem Diplomabschluss. Es wurde als Internat geführt. In den drei Häusern «Sunnamätteli», «Sonnegg» und «Acker» fanden etwa 80 Schülerinnen Unterkunft. Die «Alten» im zweiten Ausbildungsjahr, die «Jungen» im ersten Schuljahr und einige vom Kurzkurs bildeten eine grosse Gemeinschaft, ein bunter «Haufen» aus der ganzen deutschsprachigen Schweiz. Meine Eltern wohnten in Ebnat-Kappel. Darum zügelte ich nicht ins Internat, hatte ein Bein im Dorfleben und das andere in der Sonnegg. Als Externe blieb ich von der Hausordnung verschont. Das war mir nicht unangenehm. Am ersten Schultag, nachdem alle ihre Zimmer bezogen hatten, kam nebst dem Stundenplan auch die Hausordnung zur Sprache. Wir waren alle über 18 Jahre alt, hatten nebst dem Haushaltjahr und dem Fremdsprachenaufenthalt auch das Kinderheim-Praktikum hinter uns. So empfanden die meisten die Hausordnung etwas eng. Abends 9.00 Uhr: Appell in jedem Haus und dann Haustüre schliessen. Das stiess nicht unbedingt auf Gegenliebe. Aber unser Stundenplan war mit Theorie und Werkunterricht so reich befrachtet, dass wir unter der Woche ohnehin keine Zeit für Extravaganzen hatten.

So versammelten wir Jungen uns im April 1961 im grossen Lehrsaal. Die Hausordnung war besprochen, jede Schülerin stellte sich vor, und wir lernten die Seminarleiterin Frau Kunz und unsere Hauptlehrerin Fräulein Prause kennen. Der Stundenplan war für mich Externe wichtig und ebenso das Anschlagbrett im Speisesaal, damit ich keine Extras verpasste.

Auch heute noch, nach so vielen Jahren, finde ich es fantastisch, was uns an fachlichem und allgemeinbildendem Unterricht geboten wurde. Dazu kam vom ersten Semijahr an viel praktische Arbeit in einem Kindergarten im weiteren Umkreis zwischen Buchs, Frauenfeld und Herisau. Fräulein Prause unterrichtete Pädagogik und Methodik. Sie verfügte über ein phänomenales Gedächtnis. Sie vergass nichts, und ihr entging nichts. Wenn sie dozierte, brauchte es alle Konzentration, dass man das Wichtigste notierte. Damals gab es keine «fliegenden Blätter» über den Stoff der Stunden. Wer keine Notizen machte, hatte nichts für die Vorbereitung der Prüfungen. Wir begeg-

neten ihr mit Respekt und trauten ihr nicht so richtig über den Weg. Sie liess sich auch nicht in die Karten schauen. Es gab oft spannungsgeladene Pausen-Stunden. Ich stand dann zwischen der Klasse und der unnahbaren Lehrerin, kannte ich sie doch auch von ihrer menschlicheren Seite. Seit meiner Schulzeit habe ich oft die Freizeit bei meiner Freundin Karin Kunz verbracht. Nachmittage lang haben wir gelernt, Spiele erfunden, und oft gab es auch noch ein Nachtessen am Familientisch Kunz. Für mich gehörte Fräulein Pausa einfach dazu. Sie war eine aussergewöhnliche Persönlichkeit. Ich denke, dass sie Frau Kunz eine grosse Stütze war, als Herr Kunz sehr jung starb. Zurück blieb damals Frau Kunz mit ihren drei Kindern und einem grossen Seminarbetrieb. Mit bewundernswertem Mut und viel Weitsicht hatte Frau Kunz weitergemacht, trotz der Familie, oder gerade deswegen.

Die Hausordnung nahm ich nur am Rande wahr, wenn ich mit Esther und Susi halbe Nächte lang lernte. Heisses Wasser im Zimmer zu kochen, war verboten. So nahm ich jeweils eine Thermosflasche mit heissem Wasser mit für unseren «Wiederbelebungs»-Kaffee beim Arbeiten spät abends. In der Not kam ich mit dem kleinen Gaskocher aus meiner Bergsteiger-Kiste gut an. Wir drei sassen einmal beim Lernen, der Gaskocher schnurrte, und es roch nach angebrannter Suppe – als Frau Kunz in ganzer Grösse im Zimmer stand. Jemand hatte aufs Büro telefoniert. Ihre Freude an unserer Kocherei war verständlicherweise nicht gross. Denn zusätzliche Probleme entstanden, wenn Externe sich einnisteten.

Die Sonnegg nannte sich «Kindergärtnerinnenseminar» und «Frauenbildungsschule». Die «Frauenbildung» war vielleicht noch ein Überbleibsel aus der Gründerzeit der Sonnegg, geschaffen von Fräulein Kopp. Diese Frauenbildung betraf jeweils nur die «Jungen». Frau Kunz war es ein Anliegen, dass wir im angegliederten Hort auch die Säuglingspflege (mit Diplomabschluss) erlernten. Auf dieser Säuglingsstation führte kompetent Schwester Ruth das Regiment. In ihren Augen waren wir verwöhnte Töchter, die keine Ahnung vom Ernst des Lebens hatten. Manchmal war unser Umgang mit diesen kleinen Menschenwesen bestimmt etwas hilflos. Sei es, wie es war, ich persönlich hatte auf jeden Fall ein gutes Rüstzeug für die eigenen Kleinkinder mitgenommen.

Es war zwar nicht legal, aber wir tauschten die Sonntagsdienste oft ab. Da hatte die eine Kollegin eine neue grosse Liebe, oder ich wollte zum Klettern gehen. Als man mich dann wäh-

rend des Sonntagsdiensts in der Schoppenküche suchte, war keine Brigitte Aerne aufzufinden. So kam meine «Vertretung» in arge Verlegenheit. Das hatte zur Folge, dass ich am Montag im Büro antreten musste, um den Fall aufzuklären. Auf das Büro gerufen zu werden, war meist mit Unannehmlichkeiten verbunden.

Auch ein Kochdiplom stand am Ende des ersten Seminarjahres an. In der Grossküche bei Fräulein Henn wurde eifrig mitgekocht. Die Diplomkocherei wäre auch kein Problem gewesen, wenn wir in unserer Aufregung nicht die Kartoffelschälmaschine vergessen hätten. Die lief und lief. Als wir die geschälten Kartoffeln kochen wollten, waren nur noch winzige Knöllchen da. Das hiess «ab aufs Velo», denn meine Mutter hatte immer einen guten Vorrat an Kartoffeln.

Im zweiten Seminarjahr waren wir sehr eingespannt zwischen Theorie und Praxis, Werken und Zeichnen. Alfred Schneider war unser Zeichenlehrer. Von uns allen liebevoll «Schnadi» genannt, verstand er es wunderbar, uns die Freude am Zeichnen nicht zu vergällen. Er vergass zwar eine Rolle Diplomzeichnungen in einer Telefonkabine. Meine war leider auch dabei. Er fand aber, wir hätten sowieso unser Bestes gegeben: so hat er auch benotet. Die Idee, unsere Diplomreise in die Provence zu machen, kam von Schnadi. Wir trauten seinem Organisationstalent zwar nicht so recht, aber zu seiner Ehrenrettung muss gesagt sein, dass es eine fantastische Reise war.

Nach zwei Schuljahren hiess es Abschied zu nehmen von der Sonnegg. Mit dem Kindergärtnerinnen-Diplom in der Tasche fand man damals mühelos eine Anstellung. Mit einigen Mitschülerinnen pflegte man einen regen Kontakt, und andere verlor man aus den Augen.

Erst als Vreni ein Ehemaligen-Treffen organisiert hatte, sassen wir wieder im grossen Speisesaal der Sonnegg. Die Semi-Leitung war schon längst an Christian Kunz übergegangen. Von ihm erfuhren wir, dass die letzten Sonnegglerinnen ihre Ausbildung begonnen hatten: Das Seminar müsse geschlossen werden. Wir konnten es kaum glauben, hatten wir doch eine gute Zeit, die uns geprägt hatte, hier verbracht. Ade Sonnegg mit den manchmal etwas verrückten Ideen. Es tut weh.